

Jürgen Schiller

Opa erzählt

Von damals bis heute

Hamburg, 2019

aufgeschrieben von Klaus Frieese



Jürgen Schiller

Opa erzählt

Von damals bis heute

Hamburg, 2019

aufgeschrieben von Klaus Frieze

Inhalt

Vorwort.....	3
Erste Flucht.....	4
Erste Nachkriegsjahre.....	5
Zweite Flucht.....	8
In Hamburg, Bäckerhandwerk.....	9
Ferien mit dem Rad.....	11
Neustart Bundeswehr.....	13
Stationen Bundeswehr.....	14
Selbstständig.....	17
Familie.....	17
Sport.....	21
Gesundheit und Krankheit.....	22
Weitere Wege.....	27
Rentnerzeit.....	29
Rückblick.....	32
Impressum.....	34

Vorwort

Wie schnell vergeht die Zeit! Schon vor vielen Jahren haben meine Kinder und Enkel vorgeschlagen, ich soll endlich einmal beginnen, ein eigenes Buch über mein Leben zu schreiben. Ich weiß nicht, ob das jemanden interessiert. Doch, ehrlich gesagt, wenn ich zurückblicke, kann ich wirklich das eine oder andere erzählen. Natürlich habe ich es nicht geschafft, alles vollständig zusammenzustellen, sicher könnte man noch vieles ergänzen. Aber lesen Sie selbst [*]!

Titel der Esperanto-Ausgabe: 'Avĉjo rakontas - De tiam ĝis hodiaŭ'

[*] In dieser Version wurden die Namen fast aller Personen verändert.

Erste Flucht

Ja, ich bin 1937 in Danzig geboren. 1945, im Januar, mussten wir die Flucht ergreifen, ohne meinen Vater. Er war noch im Krieg. Die Mutter ist mit uns Kindern, also mit mir, mit meinem größeren Bruder Paul und dem jüngeren Bruder Werner nach Gotenhafen gefahren. Es waren etliche Schiffe da, aber keiner wusste, wo es hinging. Hinterher hörte man, dass viele der Schiffe weiter nach Westen fuhren. Unser ist in Svinemünde gelandet. Von hier aus schlugen wir uns nach Stettin durch. Hier wohnte unsere Tante Heidi, die Schwester meiner Mutter. In Stettin, daran kann ich mich gut erinnern, gab es oft Alarm. Wir mussten dann in die Keller. Die Tiefflieger flogen über die Stadt und hinterließen ihre zerstörerische Ladung. Warum das alles passierte, war uns Kindern nicht klar. Was unsere Soldaten im Feindesland vorher angerichtet hatten, wussten wir natürlich auch nicht.

Nach einiger Zeit wurden wir evakuiert. Wir kamen in ein kleines Dorf zwischen Stralsund und Greifswald in Mecklenburg-Vorpommern mit dem Namen Miltzow, im Kreis Grimmen. Wir wurden bei einer Bauernfamilie einquartiert, bekamen ein Zimmer und eine kleine Küche und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Und es waren schreckliche Dinge. Die russischen Soldaten erreichten uns. Was da Schlimmes passiert ist, kann ich hier gar nicht beschreiben, mein Bruder Paul kam dabei ums Leben.

Erste Nachkriegsjahre

Nach Kriegsende, es war wohl im Mai 1945, blieben wir zunächst noch in Miltzow. Hier freundeten wir uns mit der Nachbarsfamilie und deren Kinder an. Am Anfang war das etwas schwierig, weil wir uns erst einmal an die Sprache Mecklenburgs gewöhnen mussten. Zusammen sind wir über die Felder gestrolcht und haben nach Essbarem Ausschau gehalten. Mutter konnte in einem Laden beim Verkauf arbeiten. Das normale Leben fing langsam wieder an.

Auch die Schule begann wieder. Mit ca. 50-60 Kindern in einem Raum. Alle Altersklassen mit einem Lehrer. Alle versuchten, daraus das beste zu machen. Nach dem Unterricht arbeiteten wir Kinder beim Bauern, z. B. beim Kartoffelsammeln, aber auch bei allen möglichen anderen Handreichungen in der Landwirtschaft. Beim Bäcker im Dorf durften wir uns aus der Teigmaschine etwas Teig nehmen. Diesen legten wir uns vor den Backofen. So bekamen wir unser Brot. Das war natürlich auch nicht umsonst. Mit acht Jahren haben wir schon Holz für den Betrieb der Backöfen gesägt und gehackt.

Nun wurden wir Kinder und Jugendliche zu den Jungen Pionieren gerufen. Wir bekamen blaue Halstücher, blaue Hemden, kurze Hosen. Mit den Größeren, den 'FDJ-lern', wurden wir zu Veranstaltungen, selbst nach Berlin, eingeladen, was wir als Kinder gar nicht so schlecht fanden. Schlechter ging es vielen, die von den neuen Machthabern drangsaliert wurden. Warum, konnten wir als Kinder nicht

verstehen. Da hörte man von diesem oder jenem, dass er wohl von jemanden verpiffen oder angezeigt worden war. Auch Heimkehrer aus der Gefangenschaft wurden dann abgeholt, in Lager oder in Bergwerke gebracht. Sie verschwanden dann einfach, so mancher kam nicht wieder.

Mein Vater ist aus der Kriegsgefangenschaft 1948 zu uns nach Miltzow gekommen. Hier wurde ihm mitgeteilt, dass er im Bergwerk Aue unter Tage arbeiten sollte. Aber noch vor dem Transport dorthin konnte er über die 'Grüne Grenze' nach Hamburg fliehen. Dort wohnte seine Schwester Maria, die schon frühzeitig von Danzig hierhin gezogen war. Es ging damals alles so schnell. Mein Vater musste Mutter und Kinder in Miltzow zunächst zurücklassen. Natürlich wollten wir auch nach Hamburg und versuchten, mithilfe eines Fluchthelfers, durch den Harz über die 'Grüne Grenze' in den Westen zu gehen. Aber, wir wurden erwischt und in ein Lager gebracht. Es dauerte allerdings nicht lange und wir durften wieder zurück nach Miltzow. Deutschland war inzwischen in die russische, amerikanische, britische und französische Besatzungszonen aufgeteilt worden.

Wir Kinder erkundeten nun weiter die Umgebung. Die Freizeit nach Schule und Arbeit beim Bauern spielte sich vorwiegend im freien Gelände ab. Aber am Sonntag gingen wir Kinder ohne Eltern in die Kirche. Dort lernten wir dann weitere Kinder kennen. Zusammen verabredeten wir uns zum Spielen und nahmen die Hunde vom Bauernhof mit. Ein größeres Projekt, an das ich mich noch gut erinnere, war der Bau eines Floßes. Das schleppten wir zu einem Tümpel,

aus denen die Kühe ihr Wasser sofften und wir freuten uns, dass unser Schiff nicht gleich unterging. Die ganze Mannschaft wagte sich darauf. Wir kenterten sofort und fielen in das moderige Wasser. Schwimmen konnte wohl keiner von uns. Es war ein Wunder, das ich mir bis heute nicht erklären kann. Jeder wurde vollkommen nass, nur ich selbst blieb oberhalb des Bauchnabels trocken.

Bestimmt hat mich damals eine höhere Macht oder ein Engel gerettet. Später haben wir uns dann bei den Hunden abgeguckt, wie sie mit ihren Vorder- und Hinterbeinen im Wasser paddelten. So lernten wir das Schwimmen ohne Bademeister und ohne Aufsicht.

Das große Herrenfahrrad vom Hof hatte nur eine Vollgummibereifung, die wohl aus Resten angefertigt worden war. Ich selbst war viel zu klein, um darauf richtig zu fahren. Trotzdem versuchte ich es, mit einem Bein unterhalb der Stange, den rechten Fuß auf die andere Pedale. Dann ging es los nach Stahlbrode zur Ostsee. Die 8 Kilometer wollten wir ja nicht ständig laufen. Also kam der kleine Bruder mit auf den Gepäckträger. In Stahlbrode gab es Heringe, die wir dann stolz nach Hause transportierten. Und alles ohne Helm! Im Winter war es manchmal noch abenteuerlicher. Wir hatten ja kaum etwas zum Heizen. Also schlichen wir uns an die Güterzüge heran, die manchmal auf freier Strecke hielten. So konnten wir auf die Wagen klettern und Kohle klauen.

Es war eine harte, aber trotzdem eine schöne Zeit. Dann wurde ich aber schwer krank. Ich hatte eine Rippenfellentzündung und war ca. 1/2 Jahr im Krankenhaus in Greifswald. Ich war wirklich verzweifelt. Um gesund zu werden, betete ich und versprach Gott, hart zu arbeiten, nur mit trocken Brot und Wasser. Tatsächlich wurde ich danach wieder gesund. Das war wieder so ein Wunder.

Zweite Flucht

Wie beim letzten Mal brachten uns Fluchthelfer in die Nähe der Grenze. Der Fußweg schien kein Ende zu nehmen. Endlich bekamen wir das Zeichen. Wir sollten losrennen, um die andere Seite zu erreichen. Enttäuscht mussten wir feststellen, dass man uns wieder erwischt hatte. Soldaten oder Polizisten warteten dort schon auf uns. Sie hielten uns an. Zum Glück waren diese Grenzschrützer aber von der westlichen Seite. Sie führten uns weiter zu einem Ort in der Nähe von Helmstedt. Wir waren natürlich mittellos. Keiner von uns hatte Westgeld. Wie sollte es nun weitergehen? So standen wir dann auf der Straße und warteten. Eine uns unbekannte Frau kam auf uns zu. Sie hatte unsere Lage wohl erkannt und gab uns das Fahrgeld für einen Bus, der uns nach Hamburg brachte. Das Geld war nur ausgelegt, meinte sie. Aber, ob sie wirklich damit rechnete, es jemals wieder zu bekommen? Bei Tante Maria in Hamburg angekommen, erhielten wir dann ein Zimmer und eine kleine Kammer. Wir waren wieder eine Familie.

In Hamburg, Bäckerhandwerk

In der Zeit von 1950-1953 ging ich in die Volksschule in Wandsbek bis zur Beendigung der 8. Klasse. Dann begann ich mit der Lehre beim Bäcker. Vater wollte eigentlich, dass ich irgendetwas mit Bauhandwerk beginne. Die Großeltern waren auch in diesem Fach tätig und in dieser Zeit des allgemeinen Aufbaus war das wohl wirklich vielversprechend. Aber ich konnte mich mit meinem Wunsch, Bäcker zu werden, durchsetzen. Die Erfahrungen aus der Hungerzeit hatten ihre Nachwirkungen. Bäcker zu werden, war für mich die beste Versicherung dafür, nie wieder Hunger erleiden zu müssen.

Am 1.4.1953 begann meine Lehre zum Bäckergehilfen bei der Bäckerei und Konditorei Wilhelm am Landwehr. Mit Kost und Logis bekam ich im ersten Lehrjahr 2 Mark pro Woche. Dieser Lohn steigerte sich im zweiten Lehrjahr auf 5 Mark und im letzten Jahr gab es sogar 7,50. Man muss sich das einmal vorstellen! Von dem bisschen Geld bekam auch noch meine Mutter ihren Anteil. Allerdings muss man wissen, dass damals ein Brötchen nur etwa 3-4 Pfennige kostete.

Nach erfolgreicher Beendigung der Lehre wechselte ich 1957 zu einem anderen Betrieb. Der Bäcker an der Waldstraße bot einen Verdienst von 1000 Mark im Monat an. Er hatte sich schon frühzeitig um eine rationelle Betriebsführung gekümmert. Alles lief nach dem Motto 'Zeit ist Geld'. Neben den üblichen kleinen Gasöfen besaß er

schon einen modernen Netzbandofen. Jetzt war Massenproduktion möglich und Brot und Brötchen konnten viel günstiger angeboten werden. Der für mich damals recht hohe Verdienst musste aber schwer erkämpft werden. Von morgens früh um 2 Uhr bis nachmittags um 16 Uhr, jeden Tag. Gleich nachdem die ersten Brötchen fertig waren, mussten wir sie ausfahren. Und auch gleich das Geld dafür einsammeln. Das lag dann einfach in einem Pappkarton im Wagen, nur von einem Tuch bedeckt. Die ganze Arbeit war eigentlich ein ständiger Dauerlauf. Am Wochenende mussten wir Rechnungen schreiben und die Kasse in Ordnung bringen. Wenn man nachmittags von der Arbeit nach Hause kam, brauchte man seinen 'Mittagsschlaf'. Und es war ein sehr unruhiger Schlaf mit Träumen, in denen die Hektik der Arbeit zurückkam. Mutter sollte mich rechtzeitig zum Abendbrot wecken, aber dann, als ich wieder wach war, war es schon Zeit für die Morgenschicht, die ja um 2 Uhr wieder losging. Trotzdem machte mir die Arbeit Spaß.

1960 wechselte ich zum Bäcker in Eilbek bei dem ich drei Jahre für einen Lohn 50 Mark über Tarif arbeitete. Aber 1963 lockte erneut das Geld und ich ging für ein paar Monate zurück zum Bäcker an der Waldstraße. Danach war ich noch einen Monat lang beim Bäcker in der Horner Landstraße. Dann hörte ich mit dem Bäckerhandwerk auf. Nach 10 Jahren im Bäckerhandwerk kam mir die Arbeit schließlich doch zu eintönig vor. Um auch geistig zu wachsen, brauchte ich etwas anderes. Der Neuanfang sollte bei der Polizei erfolgen.

Ferien mit dem Rad

Für meinen ersten Urlaub im ersten Lehrjahr brauchte ich mein Fahrrad. Alleine startete ich in Hamburg und radelte nach Büsum. In der Jugendherberge fand ich Unterkunft und ging dann bald zum Wasser. Ich wollte doch endlich zur Nordsee. Aber, am Strand angekommen, war ich enttäuscht. Die Nordsee war eigentlich gar nicht zu sehen. Es war Ebbe, das war mir gar nicht klar gewesen. Man musste weit laufen, um bis ans 'richtige' Wasser zu kommen.

Am nächsten Tag ging es natürlich wieder an den Strand. Wieder war Ebbe. Aber eine Musikkapelle spielte auf und marschierte mit uns Schaulustigen hinein ins Watt. Unterwegs machte uns der Wattführer auf allerlei Tiere aufmerksam. Auf einer Sandbank konnten wir sogar die Seehunde beobachten. Auf dem Rückweg zeigten sich schon einige Priele. Jetzt wurden unsere Beine nicht nur bis zum Knöchel nass. Ich lernte, dass man bei einer Wattwanderung unbedingt auf die Zeit für Flut und Ebbe achten muss, denn das Wasser in den Prielen stieg jetzt unaufhörlich. An einem der folgenden Tage ging ich mit auf eine Ausflugsfahrt nach Helgoland. Es war ein so schöner Urlaub, die 14 Tage waren aber sehr schnell vorbei. Ich blieb bis zur letzten Minute am letzten Tag und musste mich dann auf dem Rad anstrengen, um wieder rechtzeitig nach Hamburg zu kommen. Um 4 Uhr morgens begann ja wieder mein Dienst.

Auch den Urlaub im 2. Lehrjahr verbrachte ich auf dem Fahrrad. Es ging etappenweise nach Flensburg. Dort

besuchte ich meine Tante Erna. Von der schönen Stadt an der Förde unternahm ich mit dem Dampfer eine Ausflugsfahrt. Auch das Nachbarland Dänemark konnte ich besuchen. Man lernte überall neue Leute kennen. Der Urlaub war wieder so schön, ich wollte gar nicht zurück.

Für den dritten Urlaub im 3. Lehrjahr ließ ich mich mit meinem Rad zunächst von der Bahn bis Stuttgart transportieren. Von dort radelte ich zu meinem Großvater. Er war auch aus Danzig geflüchtet und wohnte jetzt in Ebingen in der Schwäbischen Alb. Nach ein paar Tagen fuhr ich alleine weiter zum Bodensee. Ein Ausflugsboot brachte mich zur Insel Mainau. Meine Rückreise ging über Ulm. Hier machte ich auch Station und konnte dort das Ulmer Münster, die größte Kirche Deutschlands, bewundern. Mit einigen anderen Radfahren ging es dann zur Donau. Da wir das Gewässer nicht kannten, hatten wir uns gut informiert. Man erzählte uns, dass wir nur bis zu einem bestimmten Punkt schwimmen dürfen. Danach würde die Strömung uns automatisch wieder zurückbringen. Aber aus irgendeinem Grund klappte das bei mir nicht. Ich wurde zwar in Richtung Land getrieben, kam aber in bedrohliche Nähe einer Schleuse. Erst im allerletzten Moment bekam ich Boden unter die Füße. Voller Dankbarkeit konnte ich diesen Ausflugstag abschließen. Mein Schutzengel war wieder einmal rechtzeitig zur Stelle. Gegen Ende des Urlaubs ging es wieder mit dem Zug zurück nach Hamburg.

Übrigens, die letzte Reise, die ich im 3. Lehrjahr mit dem Rad unternommen hatte, konnte ich ein paar Jahre später

zusammen mit meiner Verlobten wiederholen. Dabei war aber nicht mehr das Fahrrad unser Transportmittel. Es war jetzt ein Motorrad DKW 175. Neben dem Zelt gehörte der Kochtopf zu unserer Standardausrüstung. Wir fuhren ohne Helm, ohne Schutzkleidung. Wir polsterten uns aber mit Zeitungspapier, das wir unter unsere Pullover steckten, aus. Das war unser Schutz vor dem kalten Wind. In der Nähe von Celle machten wir unsere erste Pause. Wir waren so durchgefroren, dass wir kaum von der Maschine herunterkamen. Wir fassten uns an den Händen und stützten uns so bei den ersten paar Schritten ab. Nach dem Besuch beim Großvater ging es weiter zum Bodensee. Auf der Insel Mainau zelteten wir. Die Sonne knallte so richtig auf uns herab und ich bekam einen fürchterlichen Sonnenstich. Dass die Sonne solche schlimmen Auswirkungen haben kann, konnte ich mir bis dahin nicht vorstellen. Trotzdem ging die Reise weiter. Auch die Panne auf der Rückfahrt überstanden wir. Das Kupplungsseil war gerissen. Glücklicherweise fanden wir eine Werkstatt und freundliche Menschen halfen uns. Das war mein erster Urlaub, den ich zu zweit verbringen durfte.

Und ein Jahr später fuhren wir die Strecke zum Bodensee noch einmal, aber mit dem ersten eigenen Auto, einem VW.

Neustart Bundeswehr

Mein ursprünglicher Plan, bei der Polizei anzufangen, konnte sich leider nicht erfüllen. Aufgrund einer Sportverletzung musste ich eine Zahnprothese tragen. Und deshalb wurde ich nicht für den Dienst bei der Polizei zugelassen, obwohl ich die schriftliche Aufnahmeprüfung schon geschafft hatte. Man erklärte mir, dass ich erst nach einigen Jahren Dienst bei einer anderen staatlichen Einrichtung später eine Chance für eine Anstellung bei der Polizei bekommen könnte. Also entschied ich mich für eine Bewerbung bei der Bundeswehr. Wieder spielten hier wohl die frühen Erfahrungen aus dem vergangenen Krieg eine Rolle. Ich wollte ja auf jeden Fall mein Vaterland verteidigen.

So hatte ich meinen Dienstantritt am 1. Oktober 1963 und wusste überhaupt nicht, was da auf mich zukommen würde, hatte aber keine Probleme mit dem Neuanfang. Ich nahm alles von der sportlichen Seite. Nur die Sache mit der Familie brachte so ihre Schwierigkeiten.

Stationen Bundeswehr

Man musste sich ja meist von der Familie trennen, da die verschiedenen Ausbildungen immer auch an verschiedenen Orten in Deutschland durchgeführt wurden. Die Grundausbildung fand in Arbergen bei Hildesheim statt. Hier brachte man uns das ordentliche Auftreten als Uniformträger bei. Schliff und Gehorsam, das war die Devise. Acht Wochen waren wir in der Kaserne ohne

Ausgang. Fast ein halbes Jahr dauerte die Grundausbildung. Man lernte alles, was zur Tätigkeit eines Soldaten bei der Bundeswehr gehört. Danach wurde man einer Stammeinheit zugeführt. Dieses war das Panzerlehrbatallion 94 in Munsterlager in der Lüneburger Heide. Jetzt wurde ich als Fahrer für die verschiedensten Fahrzeugklassen ausgebildet und bekam Führerscheine für Motorrad, Jeep, LKW mit und ohne Anhänger, für die Kettenfahrzeuge, auch für den Leopard-Panzer. In unserem Lehrbatallion fanden oft Lehrvorführungen für Einheiten aus anderen NATO-Staaten statt. Dafür mussten wir trainieren.

Meine Laufbahn begann als Panzerschütze, Gefreiter, Obergefreiter, Hauptgefreiter. Die Lehrgänge für die weitere Laufbahn waren immer an anderen Orten. Ich wurde Unteroffizier, Stabsunteroffizier, Feldwebel, Oberfeldwebel, am Ende Hauptfeldwebel der Reserve. Die Fachlehrgänge fanden in der ganzen Bundesrepublik statt. Ich lernte so Deutschland kennen. Der Schießlehrgang war an der Ostsee. In Mittenwald/Bayern wurde das Fahren mit sämtlichen Fahrzeugen im Winter geübt. Ich war auch in der Pionierschule München. Man schickte uns wahrscheinlich bewusst immer schön weit weg, damit wir uns an das Soldatenleben so richtig gewöhnen konnten. In einem Fall versprach man mir einen Lehrgang in Munster, im letzten Moment musste ich aber dann doch nach Idar-Oberstein. Begeistert war ich kaum. Meinem Major wagte ich daraufhin zu sagen, dass für mich das Wort eines Offiziers nicht mehr maßgebend ist.

Nur manchmal gab es für mich Gelegenheit, am Wochenende zur Familie nach Hamburg zu fahren. Also beantragte ich eine Dienstwohnung in Munsterlager. Diese bekam ich nach relativ kurzer Zeit und meine Frau konnte im Dezember 1965 mit den beiden Töchtern bei mir einziehen und wir waren froh, als Familie wieder zusammen zu sein. Aber meine Frau fühlte sich hier in einer Umgebung nur mit Kasernen nicht wohl. Außerdem musste ich ja weiterhin Lehrgänge besuchen, die natürlich nicht in Munster stattfanden. Dann war meine Frau wieder mit den Kindern allein. Ich erkannte inzwischen, dass das Leben als Soldat gar nicht so einfach war, besonders, wenn man Familie hat. Als Soldat musste man ja bereit sein, überall, wo man eingesetzt war, sein Bestes zu geben, auch, wenn man den Einsatz selbst eventuell gar nicht unterstützen wollte. Es ging ja darum, im Ernstfall Kriege zu führen. So reifte bei mir schließlich ein Prozess des Umdenkens.

Nach ca. 8 Jahren dachte ich mit meiner Frau darüber nach, wie es einmal auch ohne Bundeswehr weiter gehen könnte. Ich entschied mich, früher oder später die Bundeswehr zu verlassen, um in der freien Wirtschaft Fuß zu fassen. Eine Möglichkeit stand mir jetzt schon zur Verfügung, da ich inzwischen bei der Bundeswehr die Prüfung zum Fahrlehrer bestanden hatte. Damit konnte ich eine Tätigkeit als Fahrlehrer der Bundeswehr ausüben, für alle Rad- und Kettenfahrzeuge. Aber nach 12 Dienstjahren standen mir noch drei Jahre Ausbildung zu. Da ich mich besonders für Sport interessierte, und vielleicht auch wegen einiger Verletzungen, die ich dort erleiden durfte, entschied ich

mich für eine Ausbildung im Bereich der Sportphysiotherapie. Dazu gehörte u.a. auch die Ausbildung zum Masseur und zum medizinischen Bademeister. Meine Frau zog wieder nach Hamburg zurück und ich reichte ein Versetzungsgesuch nach Hamburg ein. Dem wurde stattgegeben und für die letzten drei Jahre kam ich nach Wentorf (bei Hamburg) zum Jägerbatallion 162. Von dort aus konnte ich nach Feierabend immer leicht zu meiner Familie kommen.

Selbstständig

1975 konnte ich meine Ausbildung beenden und wurde zunächst von der Massageschule im Harz für ein halbes Jahr als Ausbilder übernommen. Zu dieser Einrichtung gehörte auch das neu gestaltete Kurmittelhaus Grömitz an der Ostsee und ich hatte das Glück, dass ich dort eingesetzt werden konnte, also wieder in der Nähe von Hamburg. Nach dieser Zeit waren bei mir alle Voraussetzungen erfüllt, in Hamburg eine eigene Massagepraxis zu eröffnen. In Jenfeld wurde gerade eine Arztpraxis frei, die gut zu meinen Plänen passte. Ich bekam eine Zulassung für alle Krankenkassen und Privatpatienten. Unterstützung bekam ich von meiner ganzen Familie. Meine Frau gab ihre Arbeit als Anwaltsgehilfin auf und bekam in meiner Praxis eine Anstellung. In unserem Familienbetrieb arbeiteten zeitweise auch mein Vater, meine Mutter und meine beiden Töchter mit. Alle waren stolz darüber, was ich erreicht hatte.

Familie

Jetzt ein paar Anmerkungen zu meiner Familie: Nach meiner Schulzeit in Hamburg (1950-53) lernte ich meine Frau Renate kennen. Meine zukünftigen Schwiegereltern wanderten 1958 nach Schweden aus. So kamen wir zu ihrer Wohnung von der Schiffzimmerer-Genossenschaft in Hamburg Barmbek. 1960 war unsere Hochzeit. 1961 wurde unsere Tochter Inge geboren. 1965 kam Tochter Lena. In meiner Bundeswehrzeit blieb meine Frau mit den Kindern zunächst allein in der Wohnung in Barmbek. Für ein richtiges Familienleben war das nicht ideal. Für die Kinder hatte ich höchstens am Wochenende Zeit. Das versuchten wir mit der gemeinsamen Wohnung in Munster zu ändern. Aber dort konnte meine Frau es nicht lange aushalten und strebte wieder nach Hamburg. Meine Töchter hatten nicht vor, auch den Beruf Masseur/Medizinischer Bademeister zu erlernen, obwohl ich das sehr gerne gesehen hätte. Inge absolvierte eine Ausbildung zur Speditionskauffrau, Lena wurde Rechtsanwaltsgehilfin. Beide machten natürlich bei ihrem Vater den Führerschein.

1980 zog unsere große Tochter aus. Lena blieb aber zunächst noch bei uns. Sie interessierte sich inzwischen für Sprachen und ferne Länder und unternahm schließlich eine Reise nach Australien, wo sie auf einer Farm einen Job annahm. So lernte sie Land und Leute kennen, blieb dann in Melbourne und heiratete dort. Mit ihrem Mann Bernhard machte sie eine Europareise und besuchte natürlich auch uns. Im großen Familienkreis wurde ausgiebig über das

Land Australien berichtet. Wir Eltern bekamen schnell eine Einladung nach Melbourne und machten uns auf den Weg. Lena und Bernhard planten unsere Reise bis ins Einzelne, so dass wir uns auch ohne viel Englischkenntnisse zurechtfinden konnten. Der erste Zwischenstopp war in Singapur. Wir blieben zwei Tage. Stadt und Umgebung, besonders die Sauberkeit, waren sehr beeindruckend. Danach brauchten wir 8 Stunden bis nach Melbourne, wo wir am Flughafen abgeholt wurden. Nach 2 1/2 Stunden Autofahrt waren wir beim Haus unserer Tochter angekommen.

Jetzt wurde uns das Land gezeigt, also zuerst die Stadt Melbourne mit ihren Sehenswürdigkeiten und ihren Besonderheiten. Viele Hotels boten die Möglichkeit, auf den Dächern ein Zelt aufzuschlagen um dort zu übernachten. Wir besuchten die 'Australian Open', also das berühmte Tennisturnier. In Sydney gingen wir natürlich in die Oper. Unvergessen ist das große Feuerwerk, das man auch bei uns im Fernsehen zu Silvester bewundern kann. Bei einem Ausflug über das 'Great Barrier Reef' saßen wir in einem Boot mit gläsernem Boden. Wir konnten also die vielen Fische und die Korallen sehen, ohne selbst nass zu werden. Mit dem Auto fuhren wir danach an der Küste entlang zur Hauptstadt Canberra und dann zurück nach Melbourne.

Wir durften mehrmals Australien besuchen. Jedesmal lernten wir die Australier als sehr angenehme Mitmenschen kennen. Sie verbringen ihre Freizeit gerne draußen an der frischen Luft. Alle tragen dort dann meist lockere Kleidung und Badelatschen, egal ob Professor, Bankdirektor oder

Handwerker. Die Parks wurden ausgiebig für Picknick und Grillen genutzt. Auffällig war, dass jeder bemüht war, seinen eigenen Müll auch selbst wieder mitzunehmen. So blieb alles schön sauber. Keine Spur von Vandalismus. Das sieht bei uns in Deutschland leider oft ganz anders aus.

Mitten im Sommer waren die Straßen weihnachtlich geschmückt. Auch liefen viele Menschen mit einer Weihnachtsmannmütze herum, sie trugen ansonsten natürlich ein T-Shirt. Überall in den Läden plärrte aus den Lautsprechern besinnliche Musik, die Kinder hatten ihren Auftritt im Weihnachtschor. Das alles war etwas fremd für uns, aber wir kamen ja meist im Dezember. Einmal wurde sogar wegen uns die Bescherung verschoben, weil wir erst nach dem Heiligen Abend eintrafen.

Unsere Begeisterung für Australien infizierte schließlich auch unsere Tochter Inge. Sie hatte ja inzwischen ihre eigene Familie gegründet. Jetzt wollte sie auch mit ihrem Mann und den vier Kindern nach Australien auswandern. Das war für sie bestimmt nicht so einfach. Ohne eigene finanzielle Absicherung kann man nicht nach Australien übersiedeln. Auch muss vorher geklärt sein, dass in Australien ein Bedarf für den Beruf des Einwanderers besteht. Zusätzlich braucht man einen Bürgen. Aber alle diese Hürden konnte unsere große Tochter und ihr Mann überwinden. Für uns Großeltern war aber klar, dass es inzwischen nicht mehr sinnvoll wäre, den Kindern nach Australien zu folgen. Außerdem fürchtete sich meine Frau

besonders wegen der neu zu lernenden Sprache. Seit 1986 wohnen wir in Neuallermöhe-Ost.

Ich bin froh darüber, dass wir noch vor dem Umzug unserer Kinder nach Australien so viele gemeinsame Fahrten mit dem Wohnmobil machen konnten. Zuerst hatten wir einen Ford Transit Riveria Alkoven, später den Fiat Elnagh Slim². Bedingt durch unsere Erlebnisse und Erfahrungen entschieden sich auch unsere Tochter Inge und ihr Mann für den Kauf eines eigenen Wohnmobils. Fast jedes Wochenende ging es gemeinsam an die Nord- oder Ostsee. In den Ferien fuhren wir dann zu weiteren Zielen, z. B. nach Dänemark oder Schweden. Unsere Angelausrüstung war immer an Bord und somit gab es immer 'Fisch satt', also Heringe, Schollen, Dorsch, Hornhechte, Meerforellen und Aale.

Das mit dem Wohnmobil war wirklich praktisch, nicht nur für die Übernachtungen. Auch für die Kontakte zu anderen zeigte das Wohnmobil seine Vorzüge. Man setzte sich einfach bei schönem Wetter auf die Klappstühle und keiner brauchte für seine Besucher vorher groß die Wohnung aufräumen. Da wir immer unser Bett dabei hatten, konnten wir alle Verwandte, Freunde und Bekannte besuchen, ohne ihnen zur Last zu fallen. Eine solche Freiheit ist nicht mit Geld zu bezahlen.

Sport

In meiner Freizeit war ich eigentlich immer sportlich aktiv, meist auch in einem Sportverein. So blieb ich fit und kam immer wieder mit neuen Menschen zusammen. Meine Familie kam am Wochenende oft als Zuschauer, um mich anzufeuern. In der Bundeswehrzeit in Munster war ich im Verein in Hildesheim. Als ich im Harz war, ging ich in einen Verein in Bad Lauterberg und in Wentorf natürlich in den Wentorfer Verein. Besonders beim Fußballspielen war ich ganz gut. Wir kämpften auch gegen die Engländer und in der damaligen DDR spielten wir beim nationalen Fußballturnier. Dort wurden wir von den Pionieren mit Blumen begrüßt.

Während der Zeit in der Pionierschule München bekam ich mit meinen Vereinskameraden die Gelegenheit, das urbayrische Oktoberfest in allen Facetten kennen-zulernen. Ich machte bei Volksläufen mit, 10, 25 km und Marathon. 1966 war ich beim Internationalen Viertage-marsch in den Niederlanden dabei. Jeden Tag marschierten wir 55 km. Dafür bekam ich vom Königlichen Niederländischen Bund für Körperertüchtigung sogar das vergoldete Bronzekreuz am Bande! Selbstverständlich besuchte ich nach Möglichkeit auch immer das große Jahrestreffen der alten Sportler in Niedersachsen. Auch zu den 'Alten-Herren'- und Traditionsmannschaften wurde ich eingeladen.

Gesundheit und Krankheit

Wo gehobelt wird, fallen Späne. Und so hatte ich dann, bedingt durch den Sport, auch die eine oder andere Verletzung. Betroffen waren die Muskeln und die Gelenke. Jedes Mal wollte ich so schnell wie möglich wieder fit und einsatzbereit sein. Das war auch bei vielen meiner Sportkameraden so. Doch manch einer hat sich ein bisschen gehen lassen und fürchterlich gejamert. Ich höre noch: „Ich habe dies, ich habe das. Guck mal, das wird nix. Usw.“ Bei mir war das anders. „Es wird gut, ich will doch am Wochenende wieder auf dem Platz sein“, sagte ich mir.

Dieses positive Denken hat bestimmt dazu beigetragen, dass Dinge geschahen, die man eigentlich nicht erklären kann. Die Schmerzen verschwanden auf einmal. Ich war dann wirklich am Wochenende wieder auf dem Platz. Ich stellte verwundert fest, dass manche Menschen ihre Krankheit oder Verletzung sehr schnell überwinden, während andere lange damit zu kämpfen hatten. Offenbar spielt bei der Genesung die innere Einstellung eine große Rolle. Mich ließen diese Gedanken nicht los: „Wie kann man anderen Menschen diese Einsicht vermitteln? Was müsste ich ihnen sagen? Was könnte ich selbst dafür tun? Das, was mir geholfen hat, muss doch auch anderen Menschen helfen“.

Solche Überlegungen brachten mich schließlich dazu, mich mit Sportphysiotherapie zu befassen und den Beruf Masseur/Medizinischer Bademeister zu erlernen. Ich wollte einfach anderen Menschen helfen. Vor der Eröffnung meiner

eigenen Praxis stellte ich mich bei den Ärzten in der Nachbarschaft vor. So konnten sie mich bei der Überweisung ihrer Patienten berücksichtigen. Damit bekam ich 'Kundschaft', die nach meiner Behandlung ihre Erfahrungen auch wieder zu ihrem Hausarzt zurückbrachten. Es müssen wohl sehr positive Berichte gewesen sein, denn einige Ärzte kamen danach selbst in meine Sprechstunde. Eigentlich hatte ich immer geglaubt, Ärzte werden doch nicht krank. Aber dem war nicht so. Auch ihnen konnte ich helfen. Nicht nur für mich war es wie ein Wunder. Alle möglichen Beschwerden verschwanden nach meiner Behandlung, auch Migräne. Meine Erfolge sprachen sich natürlich herum. In der Nähe war das Filmstudio und auch von dort kamen namhafte Patienten.

Jedes Mal, wenn ein neuer Patient zu mir kam, ließ ich mir viel Zeit für das Gespräch. So wurde das notwendige Vertrauen aufgebaut. Auf der Überweisung, die die Patienten vom Arzt mitbrachten, fand ich meist eine Verordnung, die sich auf den Teil des Körpers bezog, der die Beschwerden zeigte. So stand oft HWS-Syndrom auf dem Zettel, d.h. Halswirbelsäule-Syndrom. Ich konnte meine Patienten meist davon überzeugen, dass eine Behandlung sich nicht nur auf diesen Teil der Wirbelsäule beschränken sollte. Nach meiner Auffassung war ja das ganze System von dem Leiden betroffen. Ich schlug also den Patienten eine erweiterte Behandlung vor, ohne von ihnen Mehrkosten zu verlangen. Dadurch wurde das Vertrauen, das die Patienten zu mir hatten, noch weiter verstärkt. Ein solches Vertrauen zum Therapeuten ist meiner Meinung nach

unbedingt notwendig. Wenn sich jemand bei der Behandlung sperrt, kann man meist nichts ausrichten.

Im Gespräch bemühte ich mich ständig, den Patienten meine positive Sicht der Dinge zu vermitteln und meinen eigenen Glauben auf ihn zu übertragen. Der Patient braucht ja die Bereitschaft, an seine eigene Genesung zu glauben, besonders, wenn er sich der manchmal auch anstrengenden Behandlung unterwirft. Wozu sollte er sich sonst der Therapie aussetzen? Es ist so ähnlich wie bei der Gartenarbeit. Man macht das und glaubt ja auch daran, dass die Ernte erfolgreich ist.

Meine Methode wurde auch von den Ärzten, die sich von mir behandeln ließen, anerkannt. Sie luden mich zu mehreren ihrer Veranstaltungen ein und ich fühlte mich wie einer von denen. Meine Frau konnte sich aber mit solchen Veranstaltungen nicht anfreunden und klagte: „Ich kann nicht mitkommen. Ich muss an dem Termin etwas anderes machen, usw.“ Ihr war es offenbar unangenehm, dass man mich so stark hofierte. So bremste sie mich schließlich, denn alleine mochte ich auf diesen Treffen auch nicht mehr erscheinen. Und ich selbst wollte ja gar nicht so 'in die Höhe gehoben' werden. Andererseits fühlte ich mich natürlich geschmeichelt und war stolz. Auch über die Rückmeldung von meinen 'normalen' Patienten freute ich mich. Sie schickten oft Postkarten aus ihrem Urlaub an meine Praxis, wo eine ganze Wand damit gefüllt wurde.

Sie bedankten sich und informierten mich über die Besserung ihrer Beschwerden. Dieses gute Verhältnis zu den Patienten bewirkte natürlich, dass wir alle in der Praxis mit Freude arbeiteten. Diese Atmosphäre hatte dann wieder einen positiven Einfluss auf die Behandlung des nächsten Patienten. Es gab aber auch Patienten, bei denen ich den Eindruck hatte, dass sie gar nicht gesund werden wollten. Vielleicht wollten sie sich nur vor ihrer Arbeit drücken und die Krankheit als Pause nutzen. Solchen Leute konnte ich natürlich kaum helfen.

In meiner Praxis arbeiteten inzwischen vier weitere Masseure. Jeder behandelte ca. 10 Personen pro Tag. Trotzdem bemühten wir uns immer darum, dass man ausreichend Zeit für eine ruhige Behandlung hatte. Der große Andrang führt dazu, dass wir neue Patienten nur nach sechs Wochen Wartezeit aufnehmen konnten. Unsere Arbeit für die Patienten erforderte unseren ganzen Einsatz. Die Mittagspausen waren meist verkürzt. Oft mussten wir über den Feierabend hinaus arbeiten. Nach vier Jahren erweiterte ich die Praxis um Räume einer über uns freigewordenen Augenarztpraxis. Ich lernte zusätzlich noch die Akupunkt-Massage nach Penzel und bekam auch die Erlaubnis, diese anzuwenden. Dabei werden keine Nadeln in die Haut gestochen. Man verwendet nur manuelle Reize oder Massagestäbchen.

Diese Methode hat auch mir in meiner schlimmsten Zeit geholfen. Wie aus heiterem Himmel zeigten sich eines Tages bei mir Schmerzen. Vielleicht hatte ich mich mit meinem

Einsatz für die Praxis doch etwas übernommen. Vielleicht sollte das aber auch nur ein Zeichen sein, das mich von meiner 'hohen Position' herunterholen wollte. Da passierte dann die Sache mit meinem Vater. Er war ja in der ganzen Zeit meist in meiner Nähe und unterstützte mich. Bei allen möglichen Sportveranstaltungen in der Freizeit begleitete er mich. Nur bei der nun anstehenden Fahrt nach Berlin sagte er „Weißt du, ich komm nicht mit, ich bleib zuhause“. Ich bekam dann am Abend die Nachricht, dass er verstorben war. Man erzählte mir später, dass er noch versucht hatte, mich telefonisch zu erreichen, aber ich war nicht da. Dieses Ereignis hat mich schwer belastet. Ich bekam schreckliche Schmerzen und Stiche.

Im Krankenhaus wurde bei mir Lungenkrebs festgestellt. „Sie haben noch ein halbes Jahr zum Leben“, sagte mir der Professor. So brutal war das. Dann kam: „Wir müssen gleich operieren“. Das wollte ich natürlich nicht. Mein damaliger AkupunktMeister gab mir Mut. „Wir kriegen das hin“, meinte er. Es ging darum, die bei mir vorliegende Störung auszugleichen. Und das Wunder geschah. Ich wurde wieder gesund. Ich hatte das Gefühl, alles, was ich anderen Menschen bisher gegeben hatte, das bekam ich nun doppelt und dreifach zurück.

Weitere Wege

Meine Praxis hatte ich inzwischen aufgegeben, doch nach etwa einem halben Jahr begann ich wieder zu arbeiten. Ich bekam eine Anstellung im Unfallkrankenhaus Boberg als Masseur/Medizinischer Bademeister. Hier blieb ich etwa ein Jahr lang und hörte dann aber auf. Mein Antrag auf Berufsunfähigkeitsrente war noch nicht genehmigt und so wurde mir nahegelegt, 1982 an einer Umschulung zum Büropraktiker teilzunehmen. Diese dauerte 1 1/2 Jahre. Ich lernte u.a. Betriebswirtschaftslehre, Rechnungswesen, Büroorganisation und Maschinenschreiben. Trotz guter Benotung wollte ich aber nach dieser Ausbildung dieses Berufsfeld nicht mehr betreten. Es reichte mir, weiterhin meiner Beschäftigung als Fahrlehrer nachzugehen. Fahrlehrer war ich ja schon in der ganzen Zeit, auch schon innerhalb der Bundeswehr. Es war sozusagen ein 'Nebenjob'. Dem musste ich sowieso nachgehen, um meine Lizenz nicht zu verlieren.

Es machte mir Spaß, meine Fahrschüler optimal für die Prüfung vorzubereiten. Vielen Menschen konnte ich dabei helfen, den entsprechenden Mut aufzubringen, sich den Anforderungen zu stellen. Meine älteste Schülerin war über 50 Jahre alt. Sie wollte sich nach dem Ableben ihres Mannes einen Traum erfüllen und endlich den 'Führerschein machen'. Das hatte ihr Mann ihr zu Lebzeiten nicht erlaubt. Schwierigkeiten gab es während meines Einsatzes eigentlich nie. Nur bei türkischen Frauen, die bei mir Fahrpraxis erlernen wollten, kam es manchmal zu kleineren Problemen. Ihre Ehemänner mochten es überhaupt nicht, dass ihre

Frauen mit mir in der Dämmerung allein im Auto waren. Also wollten sie dabei sein. Das war aber aus Gründen der Versicherung nicht erlaubt. Also brauchte ich meine ganze Überredungskunst, um die türkischen Ehemänner, davon abzuhalten, bei den Fahrstunden mitzufahren.

Die Prüfer suchten die betreffende Fahrstrecke immer ohne mein Vorwissen aus. Ich hatte also nie Gelegenheit, mit den Prüflingen diese Strecke vorher zu üben. Es war nie einfach. Ich bin aber stolz darauf, dass der größte Teil meiner Fahr Schüler die Prüfung erfolgreich bestehen konnte. Nur in ganz seltenen Fällen klappte das nicht. Ich erinnere mich an einen Mann, der glaubte, schon über genügend eigene Fahrpraxis zu verfügen. Er wollte sich unbedingt, auch gegen meinen Rat, für eine Prüfung anmelden. Und, dann fiel er aber durch.

Rentnerzeit

Auch in der Rentnerzeit blieb ich immer neugierig. „Was ist richtig? Was ist falsch?“, das bewegte mich, besonders bezogen auf das Thema Gesundheit und Krankheit. Deshalb beschäftigte ich mich mit weiteren alternativen und traditionellen Heilmethoden, z. B. mit der Fußreflexzonenmassage, Reiki und der Heilkunde von Hildegard von Bingen. Im Wallfahrtsort Lourdes konnte ich sehen, wie viele Menschen wie verwandelt auf die Erlebnisse dort reagierten. Es war für mich nicht zu erklären, aber sie erschienen ruhiger und freier. 1996 hörte ich von dem

berühmten Heiler Bruno Gröning, der 1906 in Danzig geboren und 1959 in Paris gestorben war.

Seine Lehre 'Heilung auf geistigem Weg' faszinierte mich. Er sagte immer, dass er nicht selbst heilen könne. Er wollte nur die Menschen, die sich von Gott entfernt hatten, wieder zu Gott Vater zurückbringen. Heilen kann immer nur die göttliche Kraft. Dieses vermittelte er vielen Menschen und viele wurden gesund. Ich selbst war auch davon überzeugt, dass mit Vertrauen und Glaube Dinge geschehen können, die man nicht erklären kann. Im Bruno Gröning Freundeskreis fand ich viele Menschen, die genauso dachten.

Da ich noch viel von der Welt sehen wollte, bereiste ich zusammen mit meiner Frau ganz Deutschland und fast ganz Europa mit unserem Wohnmobil. Wir waren in der Schweiz, in Österreich, in Holland, Frankreich, Spanien, Italien, Kroatien, Ungarn und Skandinavien (bis zum Nordkap).

Die Ziele in Deutschland waren vorwiegend die Kurorte. Dort besuchte ich viele meiner Kollegen. Auch nutzte ich die Gelegenheit, Zeitzeugen, die Bruno Gröning gekannt hatten, persönlich zu kontaktieren. So bekam ich weitere überzeugende Belege für die Richtigkeit der Lehre Bruno Grönings aus 'erster Hand'. Sogar von meiner 100-jährigen Tante Martha erfuhr ich durch Zufall, dass sie auch schon einmal etwas von Bruno Gröning gehört hatte. Sie erzählte dann „Ja, da war doch unser Vater, er war Maurerpolier. Er hatte eine kaputte Schulter und ist zu Bruno Gröning gegangen und gesund geworden“. Diesen Augenzeugen-

bericht meiner Tante konnte ich als Tonaufnahme sichern und nach Australien schicken, denn auch dort gab es den Freundeskreis und, natürlich unsere Töchter. Wir besuchten sie etliche Male, allerdings ohne Wohnmobil. Eine weitere Fernreise unternahmen wir nach Sri Lanka.

Am häufigsten waren wir mit dem Wohnmobil wohl im Kurort Bad Füssing in Bayern. Fast jedes Jahr fuhren wir zu den berühmten Thermen. Wir nahmen dann den Weg über Tschechien und besuchten dort Franzensbad, Marienbad und Karlsbad. Im Jahre 2016 wollten wir früh am Morgen zur Therme in Bad Füssing, als sich bei mir plötzlich eine schreckliche Atemnot zeigte. Glücklicherweise gab es in dem Bad auch eine Arztpraxis. Die umsichtige Angestellte nahm gleich ein EKG auf und informierte den Notarzt. Ohne Umschweife fuhr man mich ins Krankenhaus in Rotthal/Münster. Dort stellte man bei mir u.a. eine doppel-seitige Lungenentzündung fest und ich bekam einen Herzschrittmacher. Dank der guten ärztlichen Versorgung habe ich inzwischen das Schwerste überstanden. Hilfe bekam ich mit Sicherheit auch von ganz oben:

Wie Gott meine Not wendet,
weiß ich nicht.
Doch, dass er sie wendet,
ist ganz gewiss.

Dieser schöne Spruch hängt immer noch an meiner Pinnwand.

Rückblick

Ja, die Zeit vergeht. Jetzt, nach so vielen Jahren, gibt es nicht mehr so viele Reisen. Ab und zu genieße ich die Gartenarbeit, lese auf der Terrasse oder besuche interessante Veranstaltungen in der näheren Umgebung.

Ich bin wirklich froh und dankbar dafür, dass ich so viel von der Welt gesehen habe. Auch durfte ich so viel lernen und freue mich, dass das auch jetzt im Alter nicht aufhört. Besonders gerne denke ich an die schöne gemeinsame Zeit mit der Familie, mit unseren Kindern und Enkelkindern. Ob sie sich später auch noch daran erinnern, als wir uns selbst so richtig bücken mussten, um die Erdbeeren frisch vom Feld zu pflücken?

Jedes Jahr im Mai konnte ich zum großen Treffen der Cousins und Cousinen fahren. Es ist wirklich schön, eine solche harmonische Gemeinschaft zu erleben. Auch an die vielen Treffen und Feste im Sport- und Angelverein denke ich gerne zurück.

Wirklich, es ist nicht selbstverständlich, dass es uns allen nach dem Krieg inzwischen so gut geht. Der technische Fortschritt hat da bestimmt auch seinen Anteil. Jeder hat heute eine Waschmaschine, eine moderne Heizung, einen Fernseher. Die technische Entwicklung ist inzwischen so schnell verlaufen, dass man da eigentlich gar nicht mehr richtig mitkommt. Ich denke nur an den Computer und das Handy.

Und was sich sonst alles geändert hat. Nicht immer bin ich mit den Zuständen heute einverstanden. Heute kommen fast alle Kinder möglichst früh in den Kindergarten. Warum bloß? Ist das nicht fürchterlich, wenn Vater oder Mutter den Kleinen auf dem Arm frühmorgens in die KITA bringen müssen. Früher gab es kaum Kindergärten. Die Mutter hat sich um die Kleinen gekümmert. Zusammen mit anderen Müttern ging sie mit uns auf den Spielplatz und später ließ sie uns einfach so, ohne Aufsicht draußen spielen und toben.

Ich glaub, es liegt daran, dass Vater heute gar nicht mehr so viel Geld verdient, um die Familie durchzubringen. Also muss Mutter mitarbeiten. Klar, ich kann mir auch vorstellen, dass es Mütter gibt, die lieber zur Arbeit gehen, als sich um ihre Kinder zu kümmern. Früher gab es das ja kaum. Und Mütter, die zuhause blieben, wurden ja damals von der Gesellschaft auch nicht so schief angeguckt wie heute. Hausarbeit und Kindererziehung, das ist Arbeit, die man nicht hoch genug einschätzen kann, aber das macht ja heute kaum einer...



Impressum

Titel

Opa erzählt - Von damals bis heute

Autor

Jürgen Schiller

Version 1.1

1. Ausgabe - e-Buch

Copyright

© Klaus Friese, Hamburg, Juli 2019

E-Mail: friese@esperanto-hamburg.de

www.esperanto-klaus.de

Titelbild

Jürgen Schiller 2019, eigenes Foto

Klaus Frieze

Achtung: Kirche!

Keine Angst vor der Wahrheit

(E-Buch in deutscher Sprache, 1. Auflage 2019, ca. 7000 Wörter)

Sonntags wird im Gottesdienst gesungen und laut gebetet, man hört die Predigt und bekennt öffentlich seinen Glauben. - Das alles wird wohl von den meisten Kirchenbesuchern als 'völlig normal' angesehen, oder? Im Alltag komme ich mit vielen Menschen zusammen. Viele von ihnen sind bestimmt Christen, aber keiner betet, es werden keine religiösen Lieder gesungen.

Bei Markus 11:22 steht: 'Habt Glauben an Gott!' Eine Aufforderung, der wir alle wohl allzu gerne folgen würden. Aber bestimmt gibt es auch viele, die das nicht können. Und viele verlassen die Kirche [*]. Kann man diesen Trend noch umkehren? Reicht es dafür, nur die Gründe genauer zu analysieren? Man braucht gute Ideen. Und natürlich Menschen, die trotz allem weiterhin am Glauben festhalten. Doch was versteht man überhaupt unter den Wörtern 'Glauben' und 'Gott'? Sollte darüber in unseren christlichen Gemeinden nicht etwas mehr gesprochen werden?

Erhältlich bei

www.esperanto-klaus.de

Klaus Frieze

Esperanto und das Schweizer Taschenmesser

(E-Buch in deutscher Sprache, 1. Auflage 2018, ca. 11000 Wörter)

Wie ein gutes, handliches Werkzeug „für alle Fälle“ einsetzbar, so präsentiert sich uns die Sprache Esperanto. Sie stellt die internationale Kommunikation auf eine neutrale Grundlage und hat das Potenzial für den Einsatz als „Hilfssprache“ für Europa, ohne die Sprachenvielfalt zu bedrohen. Gerade die aktuelle Situation in Europa braucht Ideen, die dazu beitragen, den Frieden zwischen den Menschen zu erhalten und allen die Möglichkeit zu geben, trotz der bestehenden Unterschiede, sich wie in einer großen Familie zu fühlen.

Erhältlich bei

www.esperanto-klaus.de

